DIE ZUKUNFT DER NORDDEUTSCHEN MITTELSTAATEN

H. G. Treitschke.

STORAGE-ITEM
MAIN - LPC

LP9-F21A
U.B.C. LIBRARY

DD 210
T74
1866

THE LIBRARY

THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Die Zukunft

der

orddeutschen Mittelstaaten.

Von

Heinrich von Treitschke.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1866.

2580

THE LIBRARY

THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

5317

Die Zukunft

der

norddeutschen Mittelstaaten.

Von

Heinrich von Treitschke.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1866.

Es gab eine Zeit, da die Ideen der französischen Demokratie die deutsche Welt beherrschten, und jene raschen, glücklichen Straßenschlachten, welche in der herrschenden Hauptstadt eines centralisirten Staates das Schicksal des Landes entschieden, bei uns als die Urbilder glorreicher Revolutionen galten. Das jüngste Jahrzehnt hat uns belehrt, daß die großen Staatsumwälzungen gesitteter Völker sich in der Regel durch andere Mittel, durch geordnete militärische Kräfte vollziehen. Das Königreich Italien ward durch die Heere Frankreichs und Piemonts gegründet, und Garibaldi's kühner Zug gen Süden wäre ein vermessenes Abenteuer geblieben, wenn nicht hinter seinen kühnen Freischaaren schirmend und stützend die organisirte Macht des piemontesischen Staates gestanden hätte. Sogar in Nordamerika, wo die Freiheit des Einzelnen Alles, die Macht des Staates nichts zu sein schien, wurde der Neubau der Union bewirkt durch einen geregelten Krieg, durch die Wucht einer sich energisch aufraffenden Staatsgewalt. Auch die deutsche Revolution, darin wir heute gehobenen Herzens mitten inne stehen, erhielt ihren Anstoß von oben, von der Krone Preußen. Ja, während in Italien und Amerika die Staatsgewalt getragen und getrieben ward von den hochgehenden Leidenschaften des Volks, bieten unsere Kleinstaaten heute das niederschlagende, in der Geschichte fast einzig dastehende Schauspiel einer Nation, welche sich die Entscheidung ihres Schicksals schier willenlos über den Kopf hinwegnehmen läßt.

In der Ferne, wo man den dürftigen Lärm des kleinen deutschen Parteigezänks nicht hört und nur den majestätischen Donnerhall von den Schlachtfeldern Böhmens vernimmt, würdigt man besser als bei uns daheim die Größe dieser einzigen Tage. Von den Rednern des englischen Parlaments mögen wir lernen, was es bedeutet, daß dies alte waffengewaltige Deutschland endlich wieder die gebührende Stellung einnimmt unter den Staaten, daß Preußens Waffen Deutschland neugestalten und Venetien für Italien erobern, daß nicht mehr Frankreich oder Rußland die Geschicke des Festlandes bestimmt, sondern ein wirkliches Gleichgewicht der Mächte, wie einst vorübergehend durch das Genie Friedrich's des Großen, so nunmehr auf die Dauer durch die Kraft des zu seinen Jahren

gekommenen preußischen Staates hergestellt ist. In Deutschland hat allein das preußische Volk den Ernst der Zeit verstanden. Die Thaten des Heeres haben endlich, endlich jenen alten preußischen Stolz wieder wachgerufen, der fast vergessen schien in einer langen öden Zeit inneren Haders. Politische Gegner wirken zusammen in patriotischer Arbeit, weithin im Volke regt sich der Geist dankbarer, freudiger Zuversicht, wie einst, da der Dichter nach dem Tage von Leipzig sang: „o Tag des Sieges, Tag des Herrn, wie feurig schien dein Morgenstern!" Aber feste, klare Meinungen über die deutsche Verfassung, welche diesem Kriege entspringen soll, sind erst im Werden; die Presse hat noch kaum Zeit gefunden die ausgefahrenen Geleise der alten Parteikämpfe zu verlassen und sich einzuleben in den bewegten Tagen, welche die Grenzen aller Länder in's Wanken brachten. In den Kleinstaaten waltet eine Stimmung der Gemüther, welche den Patrioten mit Trauer erfüllen muß. Auch warmherzige Deutsche stehen noch verwirrt vor diesem großen Wandel der Zeiten, wie das Kind am Weihnachtstische, das so viel Herrlichkeit nicht fassen kann. Bei Anderen regt sich grämlich jener deutsche Doctrinarismus, der dem Herrgott nie verzeiht, daß seine Wege nicht die unseren sind. Die Masse vermag noch kaum sich emporzuraffen aus jener behaglichen Verzweiflung und patriotischen Verdrossenheit, welche allzulange die politische Alltagsstimmung des deutschen Liberalen bildeten.

Es wäre ungerecht, diesen Kaltsinn der Nation allein aus der verschrieenen politischen Unfähigkeit der Deutschen zu erklären. Der Anstoß zu der deutschen Einheitsbewegung konnte in der That nur von der Krone Preußen ausgehen; denn nur sie empfand am eigenen Leibe die unseligen Folgen jener Bundesverfassung und jener sinnlosen Länderzertheilung, welche vor fünfzig Jahren Deutschlands Feinde über uns verhängten. Sie sah täglich, stündlich ihre gerechtesten Pläne durchkreuzt und gehemmt durch Oesterreichs Herrschsucht, durch Neid und Uebermuth der kleinen Bundesgenossen; sie ward angefeindet von ihrem eigenen Volke, weil sie ihm eine schwere Steuerlast und Wehrpflicht auferlegen mußte, welche, bei einer halbwegs brauchbaren Verfassung des Bundes, auf die Schultern der gesammten deutschen Nation vertheilt und mit Leichtigkeit getragen werden konnte. Der Einfluß Oesterreichs drückte auf alle gesunden Glieder der Nation so lähmend und entsittlichend wie nur je eine Fremdherrschaft; doch da er sich nur auf Umwegen, durch den Bundestag und die kleinen Höfe, äußerte und das Donaureich auch einige deutsche Stämme unter seinem Scepter vereinigt, so konnte sich in der Masse des Volks, welche die Fra-

gen der Macht und Einheit ohnehin kaum versteht, ein nachhaltiger Nationalhaß wider die Fremdherrschaft des Hauses Lothringen nicht bilden. Vollends in den Kleinstaaten blieb die Begeisterung für Deutschlands Einheit rein theoretisch. Man rühmte sich dessen, daß der heimische Kleinstaat im bequemen Stillleben weiter schlenderte, man verhöhnte die Preußen um der Lasten willen, die sie für uns Alle trugen; und wenn dem preußischen Staate trotz des Bundestages und der kleinen Höfe einmal eine nationale That gelang, wie die Gründung und die Reform des Zollvereins, so dankte man Gott und schimpfte auf Preußen.

Aber wenn der Anstoß zu dieser Einheitsbewegung nur von der preußischen Regierung ausgehen konnte — jetzt endlich wird es Zeit, daß die Nation selbstthätig vollenden helfe, was die Krone Preußen und ihr Heer begonnen. Ein frischer Wind aus Norden braust über die trägen Gewässer unseres staatlichen Lebens und läßt sie in hohen Wogen gehen; glänzende Ziele, die vor wenigen Wochen auch dem träumerischen Schwärmer unerreichbar schienen, stehen greifbar vor uns in nächster Nähe. Es ist ein Augenblick, so groß, so verheißungsvoll, wie kein zweiter in unserer Geschichte. Zum ersten Male seit vierhundert Jahren steht Deutschland frei von unheimischen Gewalten, heut erst wissen wir, was dieses Preußen für Deutschland bedeutet. Finden wir in solcher Stunde nicht den Muth zum Handeln, dann wahrlich verdienen wir die Knechtschaft. Gewiß, der Frieden, welcher diesen Act der deutschen Revolution beendigen soll, wird nach dem Ermessen der Cabinette geschlossen werden; seine Bedingungen werden großentheils sich richten nach der Gunst der europäischen Lage. Doch ein internationaler Vertrag kann nur die leichten Umrisse zeichnen für den Neubau unseres heimischen Staats; die Vollendung des Werks fällt den lebendigen Kräften der Nation anheim. Die Rückkehr der österreichischen Vasallen auf ihre italienischen Throne wurde im Züricher Frieden ausbedungen; sie erfolgte nicht, weil der einmüthige, thatkräftige Wille der Nation sein festes Nein sprach und dieser volksthümliche Instinkt mit den Interessen und Hoffnungen des Turiner Hofes zusammenfiel. Deutschland hat noch weniger als Italien den Widerstand des Auslandes zu fürchten, sobald die Nation den ernsten Willen zeigt, ihr Schicksal selbst zu bestimmen. Mit jenem Heere, das in Böhmen schlug, sind wir Mannes genug unser Hausrecht zu wahren. Die aufdringlichen Versuche der Fremden unsere Zersplitterung aufrecht zu erhalten, entspringen ja lediglich dem Glauben, daß die Lust zu gehorchen und zu dulden, zu verzeihen und zu verehren in unserem Volke uner-

schöpflich sei. Es gilt zunächst, daß sich klare, wohlbegründete Meinungen bilden zum mindesten über einzelne Fragen, die wie Bergkuppen aus dem dichten Nebel, der unsere Zukunft verhüllt, emporragen. Unter diesen für die nächste Zeit wichtigsten Fragen steht in erster Reihe das Schicksal von Sachsen, Kurhessen und Hannover. —

Als gesichertes Ergebniß der Siege in Böhmen kann vorderhand nur dies Eine gelten: die Länder nördlich des Maines werden ein mit Preußen eng verbundenes Gemeinwesen bilden, und je fester, lebenskräftiger dieser norddeutsche Bund sich gestaltet, um so zuversichtlicher dürfen wir hoffen, zur rechten Stunde auch den Süden in das neue Deutschland aufzunehmen. Das Verhältniß Preußens zu jenen norddeutschen Kleinstaaten, welche im Kriege treu zu ihm hielten, bietet keine wesentlichen Schwierigkeiten. Nach den Erfahrungen der jüngsten Wochen können diese kleinen Höfe sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Unterordnung unter Preußens militärische und diplomatische Führung nicht ein Opfer ist, sondern eine Gewähr für den eigenen Besitzstand. Wie verhängnißvoll einem Kleinstaate eine selbständige auswärtige Politik in großen Tagen wird, zu welchem schmachvollen Vaterlandsverrathe sie führt, das hat das Schicksal der österreichischen Vasallen zur Genüge gelehrt, davon gab noch jüngst der Aufenthalt des Herrn v. Beust in Paris ein Zeugniß. Ebenso deutlich hat diese wilde Zeit bewiesen, daß allein ein Staat im Stande ist die Wehrkraft eines Volkes zu entwickeln. Die Rheinländer, deren kriegerische Kraft Jahrhunderte lang unter der weichen Herrschaft des Krummstabes fast erstorben schien, standen auf den Schlachtfeldern Böhmens ebenbürtig neben den alten Regimentern des großen Kurfürsten, den kriegsgewohnten Söhnen der Marken. Zu welcher armseligen Rolle dagegen waren die Hessen verurtheilt — sie, deren alter Soldatenruhm manches herrliche Blatt unserer Geschichte füllt, deren blindes unentwegtes Draufgehen auf den Feind schon das Sprichwort unserer Väter von den „blinden Hessen" rühmend anerkennt! Nicht der militärische Muth dieses Stammes ist gesunken, aber ihm fehlt der Segen des Staats. Im Anschlusse an einen wirklichen Staat haben die Bataillone von Detmold und Gotha Treffliches geleistet. Die Fürsten der norddeutschen Kleinstaaten sind von Altersher gewohnt, in der Jugend im preußischen Heere zu dienen, auf dem Throne den Wendungen der preußischen Politik zu folgen. Die Masse der Bevölkerung, die noch mit einiger patriarchalischer Freude

den angestammten Herren anhängt, nimmt ohne das Gefühl der Demüthigung die Abhängigkeit von Preußen als eine Nothwendigkeit hin; und da man heute in schweren Tagen redlich zusammengehalten hat, so wird auch in der Zeit des Friedens ein Band des Wohlwollens und der Treue die Krone Preußen und ihre kleinen Bundesgenossen umschließen. Sicherlich, solcher Zustand befriedigt den Idealisten nicht; selbst der unpraktische Sinn der deutschen Staatsrechtslehrer wird dies Verhältniß halber Unterwerfung nicht leicht in der Kategorie des Bundesstaats unterbringen können. Es ist und bleibt unvernünftig, daß auch fernerhin in den Kleinstaaten ein Ministerium und eine Schaar von Mittel- und Unterbehörden Geschäfte besorgen sollen, welche in Preußen ein Landrath erledigt; ein Blick auf die wunderlichen Grenzen Mitteldeutschlands genügt, um den Denkenden zu überzeugen, daß diese Staatsbildungen einer Zeit, die gewesen, angehören. Kurz, Norddeutschland steht auf dem Uebergange zum Einheitsstaate. Darum können wir doch nicht einstimmen in den tadelnden Ruf der Heißsporne: warum hat Preußen nicht kräftiger aufgeräumt unter diesen verlebten Staaten? Die Krone Preußen ist durch unabweisliche Rücksichten der Billigkeit und des Anstandes gezwungen, die Gefühle ihrer treuen Bundesgenossen zu schonen; und gegen die Souveränetät in dem alten deutschen Bunde ist die Unterordnung unter Preußen immerhin ein erfreulicher Fortschritt. Wir aber sollen der Lebenskraft der Nation vertrauen, wir sollen hoffen und daran arbeiten, daß die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Kleinstaaterei, bisher nur in wenigen Köpfen lebendig, endlich auch in die Massen dringe und dergestalt in einer nahen Zukunft eine einfachere, dauerhaftere Verfassung unseres Nordens möglich werde.

Weit schwieriger ist Preußens Stellung zu den occupirten Staaten des Nordens. Alle großen Föderationen der Geschichte sind aus Unabhängigkeitskriegen hervorgegangen. In dem gemeinsamen Kampfe um nationale Unabhängigkeit bildet sich am Leichtesten jene treue eidgenössische Gesinnung, welche durch Ermahnungen und Verbrüderungsfeste nicht erkünstelt werden kann, und für die Haltbarkeit eines Bundes wichtiger ist denn die weisesten Verfassungsparagraphen. Verdienste in solchem Kampfe erworben, geben auch den schwächeren Bundesgenossen ein Unterpfand, daß seine Selbständigkeit geachtet werde. Auch Deutschlands neue Verfassung wird ihren Ursprung einem Kriege um nationale Unabhängigkeit danken; aber die Fürsten von Hannover, Sachsen, Hessen standen im Lager des Unterdrückers, und es erhebt sich die Frage, ob Deutschland

sich abmühen solle an einer politischen Quadratur des Cirkels, an dem noch in keinem anderen Volke gewagten Versuche, besiegte Feinde, unglückliche Vasallen der Fremdherrschaft als gleichberechtigte Bundesgenossen zu behandeln?

An einigen gänzlich ohnmächtigen Kleinstaaten mag dies wunderliche Experiment angestellt werden ohne ernstliche Gefahr für Deutschland. Der Herzog von Nassau hat seine Souveränetät verwirkt durch eine lange Mißregierung und durch ein auserlesen boshaftes, übermüthiges Verfahren wider Preußen; aber Deutschland wird nicht untergehen, selbst wenn jener nassauische Hauptmann mit seiner Kanone, seiner Magd und seinen sieben reisigen Hühnern wieder fröhlich einziehen sollte in die Marxburg, die Feste des Reiches Nassau. Auch die freie Stadt Frankfurt hat keinen begründeten Anspruch auf Fortdauer ihrer Selbständigkeit; die monarchische Strömung des modernen europäischen Völkerlebens ist dem Bestande kleiner Republiken ohnehin nicht günstig. Mit dem alten Bunde ist der einzige Grund ihres staatlichen Daseins verschwunden, und wie in dem Bundestage aller Krankheitsstoff unserer Staatsgewalten sich ansammelte, so war das Volksleben dieser Stadt, ein unerfreuliches Gemisch von demagogischer Zuchtlosigkeit und servilem Bankherrenthum, gleichsam ein Mikrokosmos der politischen Sünden unseres Volkes. Indeß ob der Frankfurter sich auch fürderhin einen Republikaner nennen darf, ob Herzog Bernhard Erich Freund und die Fürstin Caroline älterer Linie den Thron ihrer Väter wieder besteigen, das Alles sind Angelegenheiten dritten Ranges, sie treten zurück vor der Frage nach der Zukunft der drei mittelstaatlichen Höfe des Nordens. Wir sind uns bewußt, daß nicht Uebermuth und rohe Begehrlichkeit uns die Feder führt; die wundervollen Erfolge der preußischen Waffen mahnen allzulaut den Neid der Götter zu fürchten. Aber auch die sentimentale Warnung, das Unglück des Besiegten zu ehren, darf uns nicht schrecken. Wenn jene Höfe einst wirklich besiegt sind, wenn sie dem Vaterlande nichts mehr schaden können, dann erst kommt die Zeit ihre Sünden mit einem wohlthätigen Schleier zu bedecken. Scharfe, besonnene Prüfung der Thatsachen führt zu dem Ergebniß: *jene drei Dynastien sind reif, überreif für die verdiente Vernichtung; ihre Wiedereinsetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Versündigung an der Sittlichkeit der Nation.*

Die drei Länder sind erobert in gerechtem Kriege, denn niemals ward die langmüthige Macht von prahlerischer Ohnmacht anmaßender heraus-

gefordert. Die vertriebenen Fürsten halten noch heute mit unbelehrbarer Hartnäckigkeit die Feindschaft gegen Preußen fest. Der landflüchtige König Johann läßt seine Truppen in der Fremde wider Preußen fechten, und während seine Landescommission die Sachsen ermahnt zur Ergebung in die neuen Zustände, vertröstet er in geheimen Ansprachen seine Unterthanen auf die glücklichen Tage der Rückkehr. König Georg hat capitulirt, doch sein Gesandter tagt noch immer in dem Rumpfbundestage, dem Kriegsrathe wider Preußen. Der Kurfürst von Hessen hat seine Freiheit wie sein Land verloren, und dennoch kämpfen seine Truppen auf seinen Befehl noch in den Reihen der Reichsarmee. Die drei Länder sind besetzt bis auf das letzte Dorf, darum steht, nach einem tausendjährigen Satze des Völkerrechts, dem Eroberer die Befugniß zu, darüber zu verfügen des alten Landesherrn ungefragt. Die vertriebenen Fürsten mögen protestiren, sie mögen sich weigern die Beamten des Eides zu entbinden — und wie wir sie kennen, trauen wir ihnen zu, daß sie gleich den italienischen Erzherzögen ihre Gewalt über die Gewissen der Staatsdiener schnöde mißbrauchen werden: — alle diese Proteste und Klagen sind rechtlich nichtig. Wenn Preußen dies sein unzweifelhaftes Recht gebraucht, so vollzieht es nur einen Wahrspruch, den das Gewissen der Nation längst gefällt hat. Kein salbungsvolles Gerede der Legitimisten wird der modernen Welt den Glauben rauben, daß den Rechten der Fürsten fürstliche Pflichten gegenüberstehen — Pflichten, deren frevelhafte Verletzung den Verlust des Rechtes nach sich zieht. Im deutschen Volke lebt noch seit den großen Tagen unserer Kaiser die rechtliche Ueberzeugung, daß es einen höchsten Richter geben müsse für die Sünden unseres hohen Adels. Und fehlt uns heute der Kaiser, der mit Acht und Aberacht die Verräther am Reiche verfolgte — hier stehen fünfundzwanzig Millionen Deutsche geschaart um die Krone der Hohenzollern, ihr gutes Schwert hat in Böhmen gesprochen, und wer hat die Stirn den Richter zu schelten?

Mit der Beseitigung der kleinen Kronen vollzieht sich nur ein Act der historischen Nothwendigkeit. Wer aus der Vergangenheit aller Nationen Europas noch immer nicht gelernt hat, daß die Kleinstaaterei in gereiften Culturvölkern keine Stätte hat und der Zug der Geschichte auf das Zusammenballen großer nationaler Massen weist, dem müssen nach den Erfahrungen dieser reichen Wochen endlich die Augen sich öffnen. Die Hülle prahlerischer Phrasen, womit man so lange die Geheimnisse des mittelstaatlichen Lebens verdeckte, ist durch das Schwert hinweggerissen, und darunter tritt zu Tage — eitel Fäulniß und Moder. Es frommt

nicht, Blut und Schweiß der Lebendigen zu vergeuden, um die Todten aufzuwecken; das hat Preußen einst bitter genug erfahren, als sein tapferes Heer dem Hause Wettin die herabgefallene Krone wieder auf das Haupt setzte, als der Bundestag wieder auferstand aus dem Grabe, und Preußen in fünfzehn Jahren voll gehässiger diplomatischer Fehden die Früchte seines Kleinmuths erntete. Die Mittelstaaten sind wohl im Stande, ein gewisses schläfriges Behagen im Volke zu erregen, doch nicht eine wagende Hingebung, opferfreudige Staatsgesinnung. Keine Hand im Volke hat sich gerührt als die Preußen einrückten; nur die Armeen wagten etwas für die wankende Krone, aber auch in ihnen lebte nicht eine begeisterte Staatsgesinnung, sondern die Manneszucht und das militärische Ehrgefühl. Man lese die rohen Lieder, welche der k. k. Generalissimus in der Reichsarmee verbreiten ließ, und gestehe dann, ob der Geist, der diese Truppen gegen Preußen in's Feld führt, irgend etwas gemein hat mit den edlen Regungen der Seele, ob er etwas anderes ist, als ein allerdings tapferer Landsknechtssinn.

Und Staaten, so gänzlich verlassen von allen idealen Mächten, von dem lebendigen Glauben der Völker, sollen jetzt eine umfassende gesetzgeberische Thätigkeit beginnen? Die Mißstände, die dieser Krieg enthüllt hat, sind so schreiend; eine Reform an Haupt und Gliedern thut noth, wenn das restaurirte Kleinkönigthum auch nur den Schein des Lebens wiedergewinnen will. Wo denkt man die geistigen Kräfte für solches Werk zu finden? Alle halbwegs fähigen politischen Köpfe werden sich hüten ihre Arbeit an eine lecke Jolle zu vergeuden, derweil ihnen die Aussicht winkt auf dem stolzen Orlogsschiffe eines deutschen Staates nützliche Dienste zu thun. Wo auch nur die materiellen Kräfte? Man pflegt dem Eigennutze des Philisters das Schreckbild der preußischen Steuern und Militärlasten vorzuhalten, und doch liegt auf der Hand, daß in dem wiederhergestellten Sachsen und Hannover die Belastung des Bürgers schwerer sein muß als in Preußen. Der Sieger wird, wie billig, seinen boshaftesten und vorderhand noch zahlungsfähigen Feinden einen unverhältnißmäßigen Theil der Kriegskosten aufbürden. Auch der allgemeinen Wehrpflicht werden die restaurirten Mittelstaaten schwerlich entgehen. Eine gleichmäßige Regelung des Kriegswesens für alle Mitglieder des neuen deutschen Bundes, im Wesentlichen auf Grund jener preußischen Gesetze, welche sich in Böhmen erprobt haben, scheint unvermeidlich; erträglich ist die allgemeine Wehrpflicht für den gebildeten Mann allerdings nur dann, wenn er das stolze Bewußtsein hat, einem großen glorreichen Heere anzugehören.

Möge man in den Mittelstaaten wohl erwägen, wie man alle diese Lasten ragen, wie man das verlorene Armeematerial, die verlorenen Wagenparks · Staatseisenbahnen und alle die unzähligen Einbußen, welche der Krieg bracht hat und die nächste Zukunft leicht bringen kann, aus den Mitteln es verkleinerten Kleinstaates ersetzen will. Denn daß die vertriebenen einfürsten ihr Gebiet nicht ungeschmälert zurückerhalten können, scheint zweifelhaft. Nach solchen Erfolgen ist der Sieger berechtigt, zum Aller- ndesten ein zusammenhängendes Gebiet zu fordern, die für eine Groß- acht schlechthin unerträgliche Zersplitterung seiner Provinzen zu beseiti- n. Wenn Preußen etwa den Leipziger Kreis, das Successionsrecht in raunschweig und einen Theil von Hessen beanspruchte, so würde selbst · Mißgunst des Auslandes solche Forderungen bescheiden und selbstver- ndlich finden. Was aber wäre Sachsen ohne Leipzig, Hannover ohne · Georgia Augusta? Wie schwer würde die anmaßliche Königskrone, ngst schon ein Spottgebilde in dem engen Raume, auf dem geschmälerten nde lasten! Und soll dies Deutschland in der Mitte des neunzehnten ahrhunderts den höhnenden Fremden nochmals das widerliche Schau- iel des Länderzerreißens und Seelenvertauschens bieten? Nichts hat den lfsthümlichen Particularismus, den Neid und Haß gegen Preußen wil- r aufgestachelt als die Theilung Sachsens. Wie oft haben unsere Libe- len in dem Lauenburger Handel das Schlagwort „Länderschacher" aus- spielt. Wenn diese gesinnungstüchtige Entrüstung etwas anderes war s eine Phrase, wohlan so mögen sie jetzt ihre ganze Kraft dafür ein- zen, daß durch vollständige Einverleibung der occupirten Länder der inderschacher vermieden werde. Zerstörung alter gewohnter Verhältnisse d doch kein Neubau, harte politische Pflichten und doch kein Staat — s sind Zustände, die nicht leben und nicht sterben können. Dazu eine bhängigkeit von dem großen Nachbarn, die einem Volke von einigem elbstgefühle unerträglich werden muß. Es leuchtet ein, daß der Ver- ner Hof die besiegten Feinde härter behandeln muß als die treuen Ge- ssen, er wird die Höfe von Dresden und Hannover, wenn sie je wie- rkehren, so zu sagen unter polizeiliche Aufsicht stellen. Wenn der Det- older oder Waldecker, an mikroskopische Verhältnisse gewöhnt, solche bhängigkeit jetzt noch geduldig hinnimmt — der Sachse, der Hannovera- er schaut auf eine etwas größere Geschichte zurück, er kann nicht wün- hen, ein Preuße zweiter Klasse zu sein, wie das triviale und doch tref- nde Witzwort sagt.

Gelingt dagegen die Einverleibung der occupirten Länder in den

preußischen Staat, so ist der sittliche und wirthschaftliche Gewinn f
beide Theile zweifellos. Es wird die höchste Zeit, von diesen gew
tigen Tagen zu lernen und alle jene hergebrachten Beschönigungen d
sogenannten berechtigten Particularismus über Bord zu werfen, die s
bei scharfer Prüfung lediglich erweisen als ein ungeheuerer Schwind
Was man uns anpries als deutsche Freiheit und Selbstbestimmung, d
war in Wahrheit die Vielherrschaft, und diese Herrschaft der vielen kl
nen Höfe lastete, trotz aller constitutionellen Formen, trotz alles Buhle
um die Gunst des Haufens, so allmächtig, so despotisch, daß das V
der Kleinstaaten durchaus kein Mittel besaß, den frevelhaften Krieg geg
Preußen zu verhindern. Was man uns schilderte als die deutschen Stämr
das sind in Wahrheit Bruchstücke von dem alten Reiche unsres Volk
durch Heirath, Tausch und Krieg, durch die tausend Zufälle einer wirre
reichen Geschichte in der Hand eines Fürstenhauses vereinigt und du
eine systematisch verderbte Volkserziehung erfüllt mit dem Neide gegen d
Nachbarn, mit dem Aberglauben, das Bruchstück sei ein Ganzes. D
historischen und ethnographischen Gründe, welche der Particularismus n
Salbung vorzutragen liebt, sind in der That so jämmerlich, daß ein de
kender Mann sich schämen muß sie zu widerlegen. Wenn der Obersac
in Eilenburg und Torgau sich stolz und glücklich fühlt als preußisch
Bürger, so wird auch der Obersachse von Wurzen und Leipzig sich lei
an die preußische Herrschaft gewöhnen; und wenn sogar die hohenzoller
schen Schwaben in harter Zeit treu und tapfer zu Preußen hielten,
wird auch der hannoversche Westphale sich darein finden, jenem Sta
anzugehören, dem der preußische Westphale so viel Wohlfahrt dankt.

Preußen bedarf einer gesicherten Südgrenze gegen den unversöhn
Feind an der Donau, es bedarf eines ausgedehnten Küstenstrichs, ni
blos einzelner Häfen an der Nordsee. Noch überwiegen in Preußen e
seitig die binnenländischen und die Ackerbauinteressen; ein Glück für d
Staat, wenn die hochentwickelte Industrie von Sachsen und die ocea
schen Küstenstriche von Hannover in sein Gemeinwesen eintreten. D
Parteitreiben in Preußen ist verhärtet und mannichfach verquickt mit
hässigen persönlichen Leidenschaften, seit ein langer Verfassungskampf
Aufmerksamkeit des Volks einseitig auf die Form des Staats gelenkt,
Presse und der liberale Mittelstand sich an den Terrorismus der Fo
schrittspartei gewöhnt, die abhängigen Elemente der Gesellschaft sich
conservativen Partei unterworfen haben. Eine Verjüngung des Part
lebens thut noth, sie wird am sichersten erfolgen, wenn neue unbefang

itische Kräfte, die erprobten Streiter aus Kurhessen und Hannover, in
n Kampfplatz eintreten. Der Staat wird, gekräftigt durch diese neuen
mente, in einem freieren größeren Zuge des Lebens sich bewegen.

Die berechtigten Eigenthümlichkeiten der neuen Provinzen können und
rden gesichert werden. Preußen ist schon heute ein wenig centralisirter
aat, weit minder einheitlich verwaltet als selbst das junge Königreich
alien. In dem Privatrechte, dem Gemeindewesen, in vielen andren
chtigen Institutionen bewahren die preußischen Provinzen wesentliche
terschiede, und je breiter und kräftiger die natürliche Grundlage der
aatsmacht sich gestaltet, deste weniger wird Preußen das Bedürfniß
ben, seine Kraft durch Centralisation künstlich zu verstärken. Das Ver-
ische Wesen herrscht weder am Rhein, noch in Schlesien, eine Alles
schlingende Hauptstadt ist in Deutschland bei der wuchernden Fülle seines
dividualismus undenkbar. Als preußische Bürger werden die Hanno-
aner und Sachsen sehr bald entdecken, wenn sie das von dem erhebenden
n Schauspiele des preußischen Patriotismus in diesem Kriege noch immer
ht gelernt haben, daß das Herz des Mannes reicher und besser wird,
nn er ein Vaterland hat, ein wirkliches und wahrhaftiges Vaterland,
n wir leben und dienen, nicht blos ein Vaterland in den Wolken, dem
r beim Mahle den vollen Becher weihen. Namentlich für Sachsen wäre
Eintritt in den preußischen Staat nichts Geringeres als der erste An-
ng eines öffentlichen Lebens. Was dort von tüchtigen politischen Kräften
t, hat sich von den lächerlichen Landtagen Beustischer Erfindung längst
geekelt zurückgezogen.

Der sichere Blick der Leipziger und Chemnitzer Geschäftswelt hat
ngst begriffen, daß die materiellen Interessen in einem Großstaate auf
Dauer nicht Noth leiden können. Eine hannoversche Schleußenpolitik,
ie systematische Vernachlässigung der Verkehrsinteressen einer ganzen
ndschaft um einer fürstlichen Laune willen ist in Preußen unmöglich;
ch das ist unmöglich, daß in Preußen der Bau einer Eisenbahn aus
ücksicht auf die kurfürstlichen Fasanen unterbleiben könnte. Selbst die
ei Residenzen werden als preußische Provinzialstädte nicht wesentlich ver-
ren. In Cassel hat der Hof den Handel und Wandel geradezu ge-
ädigt; unentbehrliche industrielle Unternehmungen wurden verboten, weil
r Kurfürst die Gefahren einer Fabrikbevölkerung fürchtete. Von jenem
len geistigen Luxus, den ein Hof gemeinhin um sich zu verbreiten pflegt,
ar nichts zu spüren; erst die preußische Verwaltung hat soeben den Be-
ohnern den Zutritt zu den fürstlichen Kunstsammlungen eröffnet. Weit

mehr verdankt die Stadt Hannover ihrem Hofe; doch ist hier seit d
Eintritt in den Zollverein eine selbständige Großindustrie aufgeblüht, d
würde unter preußischer Herrschaft gewinnen, was das Kleingewerbe v
leicht verlieren wird. Dresden endlich ist ein großer Badeort, eine J
hestätte für Pensionäre und reiche Fremde, welche der Reiz der Na
und der Kunstschätze anzieht. Der Hof hat für die Blüthe der St
Dankenswerthes geleistet in den glücklichen ersten Regierungsjahren Fried
August's II, als Semper, Rietschel und Hähnel von fürstlicher Großm
unterstützt ein schönes Schaffen entfalteten. Unter König Johann hat
Hof für die Kunst nahezu nichts gethan. Und sollten ja einige Hofli
ranten unter dem Wegzuge des Hofes leiden: der sittliche Gewinn,
die Stadt aus der Einfügung in einen wirklichen Staat ziehen muß, w
gerade für das weibische Dresdner Leben ganz unschätzbar. Ich h
zwar einst in der sächsischen Vaterlandskunde gelernt, daß Deutschl
das Herz Europas, Sachsen das Herz Deutschlands, Dresden das H
von Sachsen sei. Nach längerer Bekanntschaft mit der Welt kommt jed
selbst ein Dresdner Kind zu der Einsicht, daß in jeder preußischen P
vinzialhauptstadt mehr wirklich großstädtisches Leben herrscht als in die
innersten Herzkammer des Welttheils. Daß in einem gebildeten V
eine Stadt von 150,000 Einwohnern bestehen kann ohne eine Spur ern
haften Parteilebens, mit einer einzigen wenig gelesenen wirklichen Zeitu
während die Mehrzahl der Bevölkerung ihre politische Weisheit schö
aus einem farblosen Moniteur und aus dem ordinärsten Klatschblatte de
scher Zunge — dies Bild eines schalen und schlaffen Philisterthums
vielleicht der glänzendste Beweis für die entnervenden Wirkungen der Kle
staaterei. Wir werden den Tag segnen, da endlich einmal ein frisc
politischer Windzug in diese Stickluft fährt, da die Stadt hineingeris
wird in die volle Strömung staatlichen Lebens und ihre Bürger gezw
gen werden ernstere Fragen zu besprechen, als die Nebenbuhlerschaft
Dawison und Devrient, von rothen und grünen Dienstmännern und
läppischen Anekdoten über gnädige Aeußerungen der „Herrschaften."

Die Einverleibung in den preußischen Staat wird für alle gesund
arbeitenden Klassen des Volks ein reiner Gewinn sein. Darunter lei
werden nur die unmittelbaren Umgebungen der kleinen Höfe, der kleine
unfähige Theil des Beamtenthums (denn die Mehrzahl der mittelstä
lichen Beamten ist sehr wohl im Stande den strengen Anforderungen
genügen, welche Preußen an seine Diener stellt), der arme Adel, der
den zahlreichen Sineeuren der Kleinstaaten willkommene Versorgung

seine unbrauchbaren Söhne fand, endlich — last not least — die Eitelkeit und Rechthaberei des Professorenthums. Es ist ein Jammer, welcher armselige Dünkel an den kleinstaatlichen Universitäten aufgewuchert ist, wie diese Hochschulen, berufen dem ganzen Vaterlande hochsinnig zu dienen, zu Brutstätten des erbärmlichsten Particularismus geworden sind. Der correcte Göttinger Hofrath würde an seinem Gott verzweifeln, wenn die Georgia Augusta nicht mehr den wohllautenden Namen führte „Juwel in der Welfenkrone;" dem echten Leipziger Professor ist der Gedanke unfaßbar, daß er aufhören soll eine „Perle im sächsischen Rautenkranze" zu sein. Unbemerkt rauschen die brutalen Thatsachen der Geschichte an dem geschlossenen Auge des Doctrinärs vorüber; wenn sie ihm grausam seine Cirkel stören, so wird er verdrießlich und fühlt sich persönlich beleidigt. Den Gebrauch, den Preußen von seinen Zündnadelgewehren gemacht hat, kann er nicht billigen (so äußerte neulich ein berühmter Historiker und Verehrer des Föderalismus); Sachsen ist ein „Staat," Preußen ist ein Staat, folglich müssen sie zusammen einen Bundesstaat bilden; erst wenn gewisse unwiderlegliche staatsrechtliche Paragraphen ein Gemeingut aller Deutschen geworden sind, wird sich auf friedlichem Wege, durch rechtlich-sittliche Mittel Deutschlands Verfassung neu gestalten. — Nein, schauet sie mit hellen Augen an, die wundervolle Wirklichkeit, wie sie strahlt in jugendlicher Lebenskraft und laßt Euch nicht bethören durch die Afterweisheit der Doctrinäre!

Was die Gerechtigkeit und die Interessen der occupirten Staaten fordern, das wird auch geboten durch die Rücksicht auf die Selbsterhaltung des neuen deutschen Bundes. Nach Allem was geschah halten wir für schlechthin unmöglich, daß die vertriebenen Höfe je wieder ehrliche bundestreue Genossen Preußens werden können. Jener grimmige Haß gegen den deutschen Großstaat, der aus den jüngsten Thaten dieser Cabinette spricht, fällt nicht einzelnen Verblendeten zur Last, er war der letzte widerwärtige Ausbruch einer uralten Familienpolitik. Haß und Neid wider Preußen war die Lebensluft, daran diese Höfe sich nährten, und bei der Zähigkeit, womit vornehme Häuser ihren Familiencharakter festzuhalten pflegen, kann nur ein Thor hoffen, solche Gesinnung je zu ändern.

Nächst dem Hause Habsburg hat kein anderes Fürstengeschlecht die Jahrhunderte hindurch sich schwerer versündigt an der deutschen Nation als das Haus der Albertiner. Ein gesegneter Gau in der Mitte des Vaterlands, frühe schon bedeutend in den Tagen der Naturalwirthschaft durch den Segen seiner Berge, die Wiege der Reformation, die führende

Macht des deutschen Protestantismus — so zukunftsreich stand Obersachsen da vor dreihundert Jahren, und wie tief ist es gesunken durch die erbliche Unfähigkeit, den trockenen Stumpfsinn seiner Beherrscher! Durch den Verrath an der Sache seines Glaubens, seiner Nation erwirbt Herzog Moritz den Kurhut, dann giebt der Judas von Meißen, wie das empörte Volk ihn nannte, die lothringischen Bisthümer den Franzosen preis und zertrümmert durch seine Rebellion die letzten Bande, welche das heilige Reich zusammenhielten. Es folgt der Augsburger Religionsfrieden, dies echte Probstück habsburgisch-albertinischer Staatskunst, lange von beflissenen Hoftheologen als ein Werk der Weisheit gepriesen, heute endlich von einer männlicheren Zeit erkannt als das was er war — als ein fauler Frieden, ein unmögliches Compromiß, die erste und letzte Ursache des dreißigjährigen Krieges. Während der mißhandelte evangelische Glaube, die Todesnoth der Niederlande, alle heiligsten Interessen der deutschen Nation zum Kriege gegen die spanischen Habsburger mahnten, schleppt der mächtigste Staat der deutschen Protestanten sein stillvergnügtes Dasein weiter, zur Freude des herrschenden Junkerthums und der fanatisch lutherischen Hofprediger, die in den streitbaren Calvinisten nur Ketzer sahen. Als dann in dem Kriege der dreißig Jahre die unversöhnlichen Gegensätze allzu spät auf einander platzen, treibt Kursachsen würdelos herüber und hinüber zwischen den Kämpfenden.

Nachher, um dieselbe Zeit, da die junge norddeutsche Großmacht sich bildet, verleugnen die Albertiner ihren Glauben und ihr Volk, die neuen katholischen Polenkönige verprassen in sündlicher Verschwendung den Schweiß ihres deutschen Stammlandes. Die deutsche Dynastie wird ein Werkzeug jenes Deutschenhasses der Polen, der mit sicherem nationalen Instincte gegen Preußen, gegen den Schirmherrn der deutschen Nation im Osten sich richtet. Ihre unfähige Begehrlichkeit trägt sich bald mit dem Plane Polen zu theilen, bald langt sie nach diesem oder jenem Fetzen deutschen Landes. Die deutsche Politik des Hauses hat schon vor nahezu hundert Jahren ein geistreicher englischer Diplomat mit dem Worte bezeichnet la Prusse est sa femme, l'Autriche est sa maitresse. Alle Bande der Pflicht und des Interesses verwiesen das Land auf Preußen, doch immer wieder zieht die Schwachheit der Natur, die Bigotterie, die polnische Politik den Hof in das österreichische Lager. Noch heute ist es nicht zulässig, diese unsauberen Erinnerungen als abgethane Dinge zu behandeln; denn soeben erst hat ein sächsischer Diplomat, Graf Vitzthum sich erdreistet, in einer halbofficiellen Schrift das Ränkespiel der polnischen

Auguste als echt-deutsche Politik zu verherrlichen, einen Brühl als einen deutschen Staatsmann zu feiern und den großen Friedrich in den Koth zu reißen.

Unter Friedrich August folgt endlich ein leidlich rechtschaffenes Regiment und einige Reformen nach fridericianischem Muster. Aber als das heilige Reich zusammenbricht und Preußen die letzten Trümmer Deutschlands zu einem norddeutschen Bunde zu vereinigen sucht, weigert sich der albertinische Fürst, weil er sein „älteres, vornehmeres Haus" den Hohenzollern nicht unterordnen mag und Napoleon ihn vor dem Ehrgeiz des nordischen Nachbars warnt. Alsbald nach der Schlacht von Jena ruft Friedrich August, den man in Sachsen amtlich den Gerechten nennt, seine Truppen von dem preußischen Heere zurück, läßt sie gegen Preußen fechten und empfängt im Frieden einige Provinzen seines treulos verlassenen Bundesgenossen. Während der folgenden Jahre sucht der sächsische Hof seine Unterwürfigkeit gegen Napoleon zu bewähren, indem er gegen das gedemüthigte Preußen einen kleinen Krieg gehässiger Chicanen eröffnet; so roh war der Cynismus dieses Verfahrens, daß selbst Graf Senfft, der spätere sächsische Minister, seinen Unwillen darüber in seinen Memoiren schonungslos ausspricht. Die Vergeltung kam, Preußen erwachte. Während König Friedrich Wilhelm das Tafelgeschirr Friedrich's des Großen in die Münze schickte und mit seinen Prinzen in das Lager ging, flüchtete der Albertiner sich und sein grünes Gewölbe nach dem Süden. So recht im Geiste jener maßlosen Selbstüberhebung, welche den deutschen Mittelstaat auszeichnet, erbietet er sich zur bewaffneten Vermittlung zwischen den kämpfenden Großmächten, und kaum hat Frankreich bei Großgörschen einen ersten Erfolg errungen, so steht er wieder im rheinbündischen Lager. Die Hoffnung auf Napoleon's Glück sollte diesmal trügen. Deutschland ward frei, der König von Sachsen sah sich verlassen von seinem eigenen Heere. Als nun Preußen das im gerechten Kriege eroberte Land behalten will, wissen die Brüder und Helfer des gefangenen Königs die alten Freunde Frankreich und Oesterreich zu gewinnen. Vor der Aussicht, daß Deutschland abermals um eines Rheinbundskönigs willen von französischen Heeren überschwemmt werde, weicht Preußen einen Schritt zurück und begnügt sich mit der Hälfte des Landes. Im Sommer 1815, derweil Millionen deutscher Herzen aufjubeln bei der großen Kunde von Belle-Alliance, hält der durch Frankreich wieder eingesetzte Vasall Napoleon's seinen Einzug in Dresden, und Niemand im Lande gedenkt, was dieser Mann an Deutschland gefrevelt hat.

In den folgenden anderthalb Jahrzehnten stockt das innere Leben des verstümmelten Königreichs vollständig; Urväterhausrath liegt seltsam, schwerfällig aufgehäuft in allen Winkeln des Staates. Das einzige Lebenszeichen, das dieser träge Körper von sich giebt, ist wiederum das alte Ränkespiel gegen Preußen. Wenn wir die diplomatische Correspondenz dieser Tage durchgehen, und im Einzelnen verfolgen, wie kleinlich, schwerfällig, händelsüchtig der Dresdner Hof die Grenzberichtigung mit Preußen in die Länge zog, mit welchem unanständigen Mißtrauen man den preußischen Gesandten, Herrn v. Jordan, behandelte, der, ein wohlwollender, auch durch Familien-Verhältnisse mit Sachsen eng verbundener Mann, von den wichtigsten Vorgängen am Dresdner Hofe ohne Kenntniß blieb und erst von Berlin aus darüber unterrichtet werden mußte — so fragen wir erstaunt, was in diesen erbärmlichen Händeln größer ist, die Langmuth Preußens oder die erfinderische Bosheit des kleinen Nachbarstaates. Als die wichtigste Aufgabe der sächsischen Staatskunst galt, die von Preußen versuchte Zolleinigung Deutschlands zu verhindern. Solchem Bestreben entsprang das Werk Hannovers und Sachsens, der mitteldeutsche Handelsverein, vielleicht die lächerlichste von allen Schöpfungen des particularistischen Neides. Nicht ein Zollverein mit gemeinsamen Zöllen ward gegründet, sondern lediglich ein Keil zwischen die preußischen Provinzen geschoben, die verbündeten Staaten verpflichteten sich nur, dem preußischen Zollvereine nicht beizutreten. Die Seele aber dieses Afterbundes, wie Stein ihn nannte, war kein schlechterer Mann als Bernhard v. Lindenau, in späteren Jahren Sachsens tüchtigster Minister — zum sichersten Beweise, daß die gehässige Feindschaft gegen Preußens deutsche Politik in dem Wesen des sächsischen Hofes begründet, nicht die Schuld einzelner Verirrter ist.

Mit der Regierung des Liebenswürdigsten der Albertiner, Friedrich August's II., kamen endlich bessere Tage, ehrenwerthe Reformen im Innern. Lindenau, von den alten Thorheiten geheilt, hielt jetzt treu zu Preußen, dem Zollverein verdankte die sächsische Volkswirthschaft ihre gesegnete Blüthe. Aber bald sollte unter diesem wohlwollenden Fürsten die wettinische Hauspolitik die unwürdigste ihrer Thaten wagen. Der Mai-Aufstand brach aus, die eine Hälfte der Armee stand außerhalb Landes, die Treue der anderen begann zu wanken. Der flüchtige König empfing die verlorene Hauptstadt aus der Hand preußischer Truppen zurück und trat in die Union mit Preußen, die er als den einzig möglichen Weg zur Einigung Deutschlands bezeichnete. Als die Preußen das Land verließen,

sprach das Wort: „Gottlob, daß sie fort sind," das wir damals hundertmal in militärischen Kreisen hörten, die einzige Empfindung der Geretteten aus, und bald entdeckte Herr v. Beust, daß die Union gegen Preußen der andere einzig mögliche Weg zur Einigung Deutschlands sei. Ohne den Schatten eines Vorwandes fiel Sachsen von Preußen ab. Ein frivoler Staatsstreich, durch keinen Nothstand entschuldigt, warf die Landesverfassung über den Haufen. Sogar den Zollverein versuchte, mit dem Fanatismus des Renegaten, Herr v. Beust zu sprengen; und als Graf Waldersee seine treffliche Schrift über den Antheil der preußischen Truppen an der Niederwerfung des Mai-Aufstandes herausgab, antwortete Hr. v. Montbé im Auftrage der sächsischen Regierung mit einem Buche, welches trotz seiner vorsichtigen Haltung lediglich den Zweck hatte zu beweisen, Sachsen sei sich selbst genug, die Hilfe des preußischen Retters, die man dringend erfleht hatte, sei gar nicht nöthig gewesen.

Seitdem blieb der Hof der Albertiner ein Pfahl im Fleische des preußischen Staats. König Johann ist unzweifelhaft der achtungswertheste Mann unter den vertriebenen deutschen Fürsten; doch die begeisterten Lobsprüche, die man seinem Geiste zu spenden liebt, halten dem scharfen Blicke nicht Stand. Mit einer Fülle gelehrter Kenntnisse ist er ein gewöhnlicher Mensch geblieben, engen Herzens, unfrei, philisterhaft in seinem Urtheil über Welt und Zeit; in dieser trockenen Seele regt sich nichts von jenem hochherzigen, mäcenatischen Zuge, der seinen minder gelehrten Bruder so liebenswerth erscheinen ließ. Wenn die unterthänigen Hofräthe des Juristentags ihn in eleganter Abwechslung bald als den König unter den Juristen, bald als den Juristen unter den Königen feierten, so bekennen wir, daß uns die Früchte der Dresdener Hofjurisprudenz sehr wenig Achtung abnöthigen. All' seine Kenntniß des corpus juris hat den Prinzen Johann nicht gehindert, den Staatsstreich des Herrn v. Beust zu unterstützen und der Aufhebung der rechtmäßigen mecklenburgischen Landesverfassung durch seinen getreuen Herrn v. Langenn zuzustimmen; und die groben Rechtsverletzungen, womit der Bundestag sich seine letzten Tage verkürzte, haben den warmen Beifall des rechtsgelehrten Königs gefunden. Sein politisches Urtheil war durch albertinischen Preußenhaß so gänzlich getrübt, daß er, der rechtschaffene, sittenstrenge Mann, zum Werkzeuge eines frivolen, nichtigen Menschen, wie Herr v. Beust, herabsinken konnte. Man erwarb aus preußischen Arsenalen jene gezogenen Geschütze, die heute gegen Preußen spielen, man trat den Handelsverträgen Preußens bei und ließ sich in seinen Hofblättern darum preisen, daß man

gnädig genug gewesen, diese Wohlthat für Sachsen aus Preußens Händen anzunehmen. Inzwischen betrieb man in der Presse, am Bundestage, an allen Höfen den Kampf gegen Preußen gehässiger denn je. In der braven Armee nährte man geflissentlich den Preußenhaß; König Johann selber entblödete sich nicht, mit seinem ersten Reiterregimente den Tag von Collin zu feiern. Je mehr die Neigung des Volks sich der preußischen Regierung entfremdete, um so eifriger warb der Dresdner Hof durch wohlfeile Reden und Demonstrationen um die Gunst der Massen. Das freundnachbarliche Verhältniß, das in Lindenau's Tagen bestanden hatte, war gänzlich zerstört. „Wenn diese Menschen uns einen Nagel in's Gehirn treiben könnten, so würden sie es thun," äußerte Graf Bismark um Mitte März. Er hatte die Gesinnung der Albertiner nur allzuklar durchschaut.

Jedermann weiß heute, daß die große Dynastenverschwörung wider Preußen am Eifrigsten von Dresden aus geschürt wurde. Ich habe selbst gesehen, wie bereits am 17. März der Königstein mit neuen Geschützen armirt war; und da diese Kanonen doch erst gegossen und hinaufgeschafft werden mußten, so ist klar, daß der Kriegsplan wider Preußen spätestens zu Anfang des Winters entworfen sein muß. Das Land ward preisgegeben, das Heer schlug sich tapferer und geschickter als die Oesterreicher, aber selbst in der Armee regt sich heute das unmuthige Gefühl, daß Hunderte braver Männer ihr Blut vergießen mußten für eine fremde, eine schlechte Sache, daß es eine Schmach ist für deutsche Soldaten, wenn das amtliche Wiener Blatt sie also bezeichnet: „Lauter Oesterreich ergebenes, allernützlichstes Volk!" König Johann ist aus freiem Entschluß ein Vasall des Hauses Lothringen geworden. Mag er es bleiben und als Standesherr in Böhmen ein sorgenfreies Leben führen; seine Kronschätze sind ja gerettet. In dem neuen Deutschland ist für österreichische Vasallen kein Raum. Auch ein Personenwechsel kann nicht genügen. Der Kronprinz, ein Mann nicht ohne derbe Gutmüthigkeit, aber roh und jeder politischen Einsicht baar, war von jeher eine Stütze der österreichischen Partei, ein Freund und Bewunderer des Kaisers Franz Joseph; und von dem Prinzen Georg, dessen Hochmuth und Bigotterie selbst in dem zahmen Dresden Anstoß erregen, ist noch weniger zu erwarten. Zu vergessen verstehen die Albertiner so wenig wie der Stuhl von Rom; die Sicherheit des neuen deutschen Bundes fordert, daß sie die Schuld der Väter und die eigene Schuld durch den Verlust des Thrones büßen.

Es wäre ermüdend auch noch das Sündenregister des Welfenhauses vorzuführen. Alle Welt weiß, wie der Neid des Welfenstaatsmannes

Münster auf dem Wiener Congresse sich anstrengte, Preußen um den Lohn seiner Siege zu betrügen, und dann dreißig Jahre lang Hannover den werdenden Zollverein bekämpfte. Das Welfenhaus ward ein anderes Geschlecht von Landschaden für Niederdeutschland, hemmte und quälte den Verkehr von Oldenburg, Hamburg, Braunschweig, Bremen und that sein Bestes, die Mündungen der drei herrlichen Ströme, die eine kurzsichtige Diplomatie ihm in den Schooß geworfen, nutzlos zu machen für die Welt. Sechsmal binnen fünfzig Jahren ward die Verfassung von Grund aus geändert, jede Sicherheit des öffentlichen Rechtes ist dahin, und seit der Thronbesteigung Georg's V. bietet der Welfenhof ein Schauspiel, das ein sittliches, gottesfürchtiges Volk niemals hätte dulden sollen. Wenn die Blindheit, statt die Seele des geschlagenen Mannes zu adeln und zu vertiefen, ihm selber eine Quelle der Lüge und des Hochmuths wird, dann ist es sündlich des Blinden zu schonen. Der Regierungsantritt des Königs erfolgte wider die Vernunft und, wie er selbst sehr wohl wußte, wider das Recht. Deutsche Geduld ertrug die Herrschaft eines Blinden, die, in einem kräftigen Großstaate schlechthin undenkbar, auf europäischem Boden bisher nur im byzantinischen Reiche geduldet worden ist. An Byzanz in der That, an die ärmlichsten Epochen menschlicher Verkümmerung gemahnen dieser König, der so lange den Sehenden spielte, bis ihm die Lüge zur Natur, jedes Wort, jede Miene zur Unwahrheit wurde, und diese nichtigen Höflinge, die auf solches Gaukelspiel gelassen eingingen. Alle Sünden des Welfen- und des Stuartblutes scheinen in dem unheilvollen Manne sich noch einmal angesammelt zu haben; seine knabenhafte Thorheit erinnert an Karl von Braunschweig, die frömmelnde Selbstvergötterung an Jacob II. von England. In der Enge unseres deutschen Lebens erscheint auch das Nichtswürdige kleinlich und darum komisch; aber wenn wir gedenken, wie dieser Fürst Tag für Tag die Langmuth Gottes herausforderte durch das Prahlen mit der Welfenherrschaft bis an das Ende aller Dinge, wie das Land Hannover in der Kirche Gott danken mußte für die wunderbare Errettung des Welfenspressen, der sich durchaus nicht in Gefahr befunden hatte, so müssen wir beschämt gestehen: frevelhafter als auf deutschem Boden ist Gott nie gelästert worden. „Zerstäubt sind die Juristenschnitzer, der höchste Herr ist Grundbesitzer," rief eine servile Adresse dem Könige zu, als die Verfassung wieder einmal gebrochen war, der Fürst sich ein Krongut ausscheiden ließ und unköniglich sein Land übervortheilte.

Seinen letzten Krieg hat der König begonnen buchstäblich um seiner

unbeschränkten Herrschaft willen; erst der preußische Bundesreformplan, die Forderung das Heer unter preußischen Oberbefehl zu stellen trieb den Schwankenden nach langem treulosem Doppelspiel in das österreichische Lager. Der Frevel von Langensalza bildet das würdige Ende des Welfenregiments; und gäbe es wirklich Deutsche, welche diese Blutschuld mit der militärischen Ehre rechtfertigen möchten, so muß doch das Verhalten des Königs während der Flucht- und Schlachttage auch den Gutherzigen empören. Erfroren in Selbstsucht und Dünkel stand er unter den unglücklichen Truppen; er fand kein Wort der Güte, der Ermunterung für die Leidenden. Der Großherzog von Toscana war ein Vasall Oesterreichs wie unsere Fürsten auch, aber ein rechtschaffener Mann, und sein rasch entschlossenes Volk hat ihm doch die Rückkehr verboten. Auf unser Volk würde der Hohn und die Verachtung aller Nationen fallen, wenn nach dem Tage von Langensalza ein deutscher Stamm sich wieder unter das Joch des Welfen beugte. Auch in diesem Hause würde ein Personenwechsel nichts fruchten; denn von dem Kronprinzen genügt es zu sagen, daß sein Vater ihn erzogen hat.

Von den Sünden des hessischen Kurhauses zu reden ist überflüssig. Der Geiz, die Willkür, der Bastardsunfug der Nachkommen des großmüthigen Philipp sind längst ein europäischer Skandal. Die Beseitigung dieser Dynastie ist ein Gebot conservativer, monarchischer Politik. Die Demagogen, die Eckardt und Genossen, wissen sehr wohl, warum sie heute mit sentimentalem Phrasenschwall den standhaften hessischen Kurfürsten feiern. Allerdings, durch Fürsten wie dieser wurde auf deutschem Boden das exotische Gewächs jenes rothen Radicalismus groß gezogen, der in dem neuen Deutschland einer conservativen Staatsgesinnung, einer ernsten monarchischen Zucht weichen muß.

Es giebt in der That gutherzige Liberale, welche sich der Hoffnung getrösten, das restaurirte Kleinfürstenthum werde gezwungen sein liberal und preußenfreundlich zu regieren. Mit welchem Rechte dürfen die Liberalen auf einen Sieg ihrer Partei rechnen? Sie haben in dieser Krisis einen sehr mäßigen Grad von engerer Vaterlandsliebe, ja dann und wann eine verschämte Zuneigung für den preußischen Eroberer gezeigt und darum redlich verdient von der rückkehrenden Herrschaft mißhandelt zu werden. Kennen wir so wenig den Charakter einer Restauration? Daß blutig regiert wer aus dem Exile zum Throne gelangt, weiß schon der römische Dichter. Und wollte Gott, den Mittelstaaten stände eine blutige Gewaltherrschaft bevor, die alle edlen Leidenschaften zu

trotzigem Widerstande aufriefe. Die Tyrannei deutscher Kleinfürsten ist gemüthlicher und ebendarum verderblicher für unser schlummersüchtiges Volk, sie schleicht säuftiglich einher und weiß in der Stille alle Charaktere zu erdrücken. Der sächsische Hof wird zurückkehren, das Herz geschworen von Haß und Rachsucht, er wird sich höflich in die Umstände fügen und leise einige zarte Fäden hinüberspinnen nach der Hofburg zu Wien, die des Tages der Rache harrt. Dann werden die Gensdarmen die Listen der Preußenfreunde hervorholen, die sie unter der allzu milden preußischen Verwaltung säuberlich angefertigt haben, die wichtigsten Aemter werden in die Hände jener Subjecte fallen, welche heute die Proclamationen des Königs Johann colportiren oder den Pöbel von Celle gegen die Preußen hetzen — lauter Maßregeln, die eine noch so straffe Bundesverfassung nicht verhindern kann. Heinrichs-Orden und Guelphen-Orden werden die Verdienste der Truppen im Kampfe gegen Preußen belohnen, und der nach vollen Epauletten dürstende Lieutenant wird die Geschichte der Schlacht von Langensalza schreiben. Vor uns liegt eine Schrift: „der große Sieg der Hannoveraner bei Langensalza" ein Hymnus auf die Ueberwinder der Unüberwindlichen, dazu einige herzzerreißende Anekdoten von der weinenden Welfenkönigin und gerührten rauhen Welfenkriegern. Wenn eine solche Schrift während der preußischen Occupation erscheinen kann — welche literarische Sumpfpflanzen werden dem Pfuhle der kleinköniglichen Restauration entsteigen! Die Armeen von Sachsen und Hannover lassen sich nur dann ehrlich für die deutsche Sache gewinnen, wenn sie kurzerhand dem preußischen Heere einverleibt werden. Als preußische Regimenter werden sie mit den alten Truppen der Hohenzollern ebenso treu wetteifern, wie jenes thüringische Husarenregiment, das heute als preußisches wie einst bei Wagram als sächsisches Regiment den Oesterreichern furchtbar wurde. Bleiben sie in irgend einer Form ein selbständiges Ganzes, so treibt der militärische Corpsgeist, der Stolz auf die jüngsten Kriegsthaten unfehlbar eine Welt von particularistischen Ueberlieferungen und Gehässigkeiten hervor, welche sie den preußischen Kameraden entfremdet.

Vor Allem fürchten wir von einer Restauration die Entsittlichung des Volks durch den Geist der Lüge, durch die Gleißnerei einer Loyalität, welche nach den Ereignissen dieses Sommers mindestens von dem jüngeren Geschlechte gar nicht mehr gehegt werden kann. Man male sich die Scene aus, wie König Johann einzieht in seine Hauptstadt, wie der allzeit getreue Stadtrath von Dresden den Landverderber mit Worten des Dankes

und der Verehrung empfängt, wie rautenbekränzte weißundgrüne Jungfrauen sich neigen vor der befleckten und entweihten Krone, wie ein anderer Mahlmann die läppischen Gesänge der particularistischen Dichtkunst erschallen läßt: „das Veilchen blüht, die Raute grünet wieder" — wahrhaftig, schon der Gedanke ist ekelerregend. Es wäre ein Anblick, wie wenn erwachsene Männer mit Bleisoldaten und Schaukelpferden spielten. Fünf Jahre lang ging der Taumel der Verbrüderungsfeste durch unser Land, von allen Lippen troff die Versicherung deutscher Eintracht und Bruderliebe. Heute wissen wir, welch ein boshafter verbissener Haß die Brüder im Süden von dem Volke des Nordens trennt; wir wissen jetzt, daß jene brünstigen Betheuerungen im Munde der Einen liebenswürdige Selbsttäuschung, im Munde der Anderen bewußte Lügen waren. Es thut noth, daß die alte deutsche Wahrhaftigkeit wieder zu Ehren gelange in dieser neuen Zeit. Im Namen deutscher Redlichkeit protestiren wir dagegen, daß die fratzenhafte Lüge legitimistischer Huldigungen auf dem Boden des neuen Deutschlands geduldet werde. —

Während wir dies niederschreiben, kommt die Kunde, daß in den Friedenspräliminarien die Einverleibung von Hessen und Hannover entschieden, dagegen die Selbständigkeit Sachsens zugestanden sei. Gebe der Himmel, daß die erste Hälfte der Nachricht sich bestätige: dann hoffen wir mit Zuversicht, daß die zweite Hälfte nicht in Erfüllung geht. Ein Friedenscongreß ist kein Tribunal; Rücksichten auf Frankreich und Oesterreich mögen die preußische Regierung bestimmt haben, bescheidene Forderungen zu stellen und gegen den schuldigsten der kleinen Höfe eine ungerechte Milde zu üben. Der preußische Landtag hat solche Rücksichten nicht zu nehmen, er ist verpflichtet auszusprechen, was mit Ausnahme eines verschwindenden Bruchtheils unbelehrbarer Radicaler alle Preußen denken. Auch das deutsche Parlament wird erkennen müssen, daß es nicht mehr an der Zeit ist, durch den Schein einer Uneigennützigkeit, welche in Wahrheit Schwäche wäre, um die Sympathien der Süddeutschen zu werben: — wir wissen heute was diese Neigungen werth sind. In großen historischen Naturprocessen entscheidet der erste Schritt. Die Kugel ist im Rollen, kein Gott wird ihren Lauf mehr hindern. Es handelt sich nur noch darum, ob unser Volk in großer Zeit jenem Calenbürger gleichen will, der, um das arme Thier zu schonen, seinem Hunde täglich ein Stück vom Schwanze abschnitt. Die köstliche Ernte, die aus den blutbenetzten Feldern Böhmens uns ersprießen soll, darf nicht verkümmert werden durch jene Albertiner, die noch in dieser Stunde bei fremden Höfen um Hilfe

gegen Deutschland flehen. Es ist dafür gesorgt, daß mit dem Friedensschlusse das Schicksal Sachsens noch nicht endgiltig entschieden wird. Die preußische Occupation wird so bald nicht aufhören. Dresden gilt nach dem Urtheile kundiger Strategen als der Schlüssel des Elbthals, als eine Festung, deren Preußen zum Schutze von Berlin bedarf; die Stadt müßte daher zur Bundesfestung erhoben, eine preußische Garnison in die Residenz der Albertiner verlegt werden. Wenn dieser unmögliche Zustand in der Hauptstadt, die Kriegskostenrechnung, die Einverleibung des Contingents in das preußische Heer, vielleicht auch die abermalige Zerreißung des Landes durch den Verlust von Leipzig — wenn diese grausame Wirklichkeit dem träumenden sächsischen Volke dicht auf den Leib rückt, dann muß sich endlich die Erkenntniß Bahn brechen, daß es sündlich wäre, um eines verblendeten Hofes willen ein braves Land so schwer leiden zu lassen. Wenn die Mediatisirung eines Königshauses bei dem engen Familienzusammenhange der europäischen Fürstengeschlechter ein sehr schwieriges Unternehmen ist, so wird doch die Rückkehr entthronter Höfe durch die Macht der vollendeten Thatsachen noch ungleich mehr erschwert.

An das Volk der occupirten Staaten aber ergeht die Mahnung, endlich sich zu regen. Vor einigen Monaten schwärmte halb Deutschland für das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner. Heute, da fünf Millionen Deutsche vor einem Wendepunkte ihres Schicksals stehen, wagt sich kaum irgendwo eine Willensäußerung, ein bescheidener Versuch der Selbstbestimmung hervor. Eine sehr widerwärtige, eine leider echt deutsche Stimmung herrscht in diesen Stämmen vor. Man würde sich doch schämen, wenn der alte Herr zurückkehrte, auch den Thronfolger wünscht man nicht, preußisch werden will man auch nicht gern. An den Gedanken, daß die schlechte alte Zeit für immer dahin ist, kann man sich noch nicht gewöhnen, noch hängt man an dem Glauben der Väter: die deutsche Einheit ist der Güter höchstes, nur hier bei uns darf damit nicht begonnen werden. Da die deutsche Geduld nur von unserer Sentimentalität übertroffen wird, und der Deutsche bekanntlich das Recht beansprucht, über seinen Landesherrn zu schelten, aber sich erbost, wenn ein deutscher Ausländer ihm dabei helfen will, so regt sich sogar weinerliches Mitleid um den gefangenen Kurfürsten. Aus Alledem entsteht eine zaghaft-verdrießliche Verstimmung, welche binnen Kurzem, wie einst in Schleswig-Holstein, zu particularistischem Trotze sich zu verhärten droht. Von allen Parteien haben bisher allein die Particularisten rührigen Eifer gezeigt. Sie wagen nichts dabei, denn Preußen wird nach der Einverleibung die legitimistische

Treue unbestraft lassen. Von den Freunden Preußens fühlen die Einen sich gebunden durch ihren Staatsdiener- oder Abgeordneteneid; unter den Anderen geht die Rede: „wir würden offen auftreten, wenn wir sicher wüßten, daß das alte Regiment nie zurückkehrt." Ja wohl, wenn wir sicher wüßten, daß unsere Kugel trifft, die des Feindes vorbeifliegt, dann würden auch die sieben herzhaften Schwaben den Heldensinn des Achilles zeigen! Wie ist es möglich, daß deutsche Männer solche Worte ohne Erröthen aussprechen? Ist unser Volk, überreich an kriegerischer Tapferkeit, wirklich so bettelhaft arm an bürgerlichem Muthe? Und sollen wir, nachdem die tapferen Ostfriesen mit der Sprache herausgegangen sind, denkenden Männern erst versichern, daß es ein demüthigendes Loos ist für freie Bürger, annectirt zu werden, aber eine Ehre zur rechten Stunde das Nothwendige zu erkennen und zu fordern?

Vor Allem gilt solche Mahnung den Liberalen. Der deutsche Krieg ist begonnen worden ohne das Verdienst des Liberalismus. Diese Partei wird also nach allen Gesetzen historischer Logik in der nächsten Zukunft nicht zur Herrschaft gelangen; wir müssen zufrieden sein, wenn die conservative Regierung, welche uns bevorsteht, nicht in ein reines Parteiregiment ausartet. Die Stellung, welche der Liberalismus zunächst behaupten wird, hängt ab von dem Eifer, den er jetzt bewährt, das nicht von ihm begonnene Werk der Einigung Deutschlands zu fördern. Man mag es entschuldigen, daß Herr v. Bennigsen am 15. Juni sich weigerte, die provisorische Regierung von Hannover, die Graf Bismarck ihm anbieten ließ, zu übernehmen. In jenem Augenblicke war dem Uneingeweihten noch zweifelhaft, ob die preußische Regierung für den Vernichtungskampf gegen die Kleinstaaterei alle Kräfte des Staates einsetzen werde. Heute sind solche Zweifel durch die That widerlegt, heute ist es geboten, um des Vaterlandes willen die alten Parteirancünen zu vergessen. Die Versammlung zu Hannover am 12. Juli war ein erster rühmlicher Schritt; aber die Zeit eilt im Sturme dahin, schon jetzt gelten die Beschlüsse jenes Tages nicht mehr, als weiland die donnernden Volksversammlungsresolutionen über „Gut und Blut" und „kein Fußbreit deutschen Bodens." Die Einberufung des Abgeordnetentags nach Braunschweig beweist abermals, wie schwer der unpraktische Sinn der Liberalen sich entschließt den Thatsachen zu folgen; denn wer jetzt noch nicht begriffen hat, daß in Berlin die Geschicke des Vaterlandes entschieden werden und jeder praktische Staatsmann Fühlung nehmen muß zu den in Berlin wirksamen politischen Kräften — der ist für die Politik verloren. Tausendmal haben die Liberalen von dem

Wegfegen der Dynastien geredet. Heute sollen sie zeigen, daß sie Männer sind, daß sie bei jener Drohung nicht an das Wahngebilde einer hannoverschen und sächsischen Republik, sondern an Deutschlands Einheit dachten. Zu solchem offenen Hervortreten gehört freilich der Muth sich hassen zu lassen von dem particularistischen Pöbel. Starke Geister wie Cavour fanden immer ein stilles Behagen daran, wenn der unverständige Haufe sie lärmend schmähte; uns Deutschen gereicht heute zum Schaden, daß der preußische Staat seine einsichtigsten Freunde in den Kreisen jener Mittelpartei zählt, welche sich jederzeit ebenso sehr durch ihre Zaghaftigkeit wie durch Bildung und Edelsinn ausgezeichnet hat.

Die dankbarste Aufgabe fällt der liberalen Presse Sachsens zu. Wohlmeinende, gebildete Blätter wie die Grenzboten, die Deutsche Allgemeine, die Dresdener Constitutionelle Zeitung, sollten doch endlich sich entschließen, ihren Lesern reinen Wein einzuschenken. Es ist nicht mehr an der Zeit, der königlichen Leipziger Zeitung kleine Bosheiten zu sagen; es genügt nicht mehr leise anzuwinken und annexionistische Kundgebungen Anderer mit sanftem Wohlgefallen zu besprechen. In Tagen wie diese soll man das Herz haben, die Paragraphen des Albertinischen Strafgesetzbuches zu mißachten. Preußens starke Hand wird im ungünstigsten Falle die treuen Freunde zwar nicht vor dem Uebelwollen, doch vor den Mißhandlungen des restaurirten Kleinkönigthums schützen, und auf das Wohlwollen der Albertiner hat die liberale sächsische Presse in langen Jahren ehrenwerthen Kampfes längst zu verzichten gelernt. Sind jene Blätter der Meinung, daß Sachsen unter einem unzuverlässigen preußischen Vasallen gedeihen könne, so mögen sie versuchen die Gemüther für diese Halbheit zu gewinnen. Bekennen sie sich mit uns zu der entgegengesetzten Ansicht, so mögen sie rund herausſagen: wir wollen nicht, daß ein von Gott und den Menschen gerichtetes Haus zurückkehrt auf den verwirkten Thron; wir wollen nicht, daß unter dem breiten Schatten der albertinischen Krone das Geschlecht der Freſe, der May und Wuttke eine Zuflucht finde und von Sachsen aus den Federkrieg führe wider den neuen deutschen Staat; wir wollen nicht die Wiederkehr eines weichlichen Despotismus, der einen deutschen Stamm von hoher Bildung und wirthschaftlicher Tüchtigkeit in dem Zustande politischer Kindheit erhalten hat und in einem sittlichen Volke das Unkraut der Kriecherei und des Denunciantenthums aufwuchern ließ. Bei der unsicheren rathlosen Verfassung der Geister in Sachsen kann ein tapferes Wort zur rechten Stunde gesprochen vielen Blinden das Auge, vielen Zagenden die Lippen öffnen.

Dreißig gräuelvolle Jahre verbrachte Deutschland vor zwei Jahrhunderten im unentschiedenen Kampfe wider das Haus Oesterreich. Sieben Kriegsjahre brauchte Friedrich, um das Recht seines deutschen Staates wider das Ausland zu behaupten. Heute genügte ein Feldzug von wenigen Wochen die Fremdherrschaft Oesterreichs zu brechen. Die Erfüllung der deutschen Geschicke ist nahe, unser Volk hat endlich seinen Staat gefunden. Hätte die politische Einsicht der Nation gleichen Schritt gehalten mit der wachsenden Stärke des preußischen Staats, so mußte bei dem ersten Kanonenschlage dieses Krieges weithin durch den Norden der Ruf ertönen: Anschluß an Preußen! Die Nation hat den großen Augenblick versäumt, sie muß sich vor der Hand begnügen mit einem unfertigen Bau, der halb ein Bundesstaat ist halb ein Einheitsstaat, sie muß zusehen, wie sie haushalten will mit den überflüssigen, doch immerhin befreundeten kleinen Kronen im Norden. Die Aufgabe ist schwer; sie wird unlösbar, wenn wir auch noch versuchen wollen, unversöhnte Feinde zu begnadigen und künstlich wieder aufzubauen, was die Geschichte vernichtet hat. Auch vom Staate gilt das Wort: „es bleiben todt die Todten, und nur der Lebende lebt." —

30. Juli.

620137

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Treitschke.

Achtzehnter Band.

Erstes Heft.

Juli 1866.

Inhalt: Der preußische Beamtenstaat. (C. Twesten.) — Die Privathülfe der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger und das Central-Comité der Hülfsvereine in Preußen. (Von einem Arzt.) — Land und Leute in Rumanien. — Kaiserlich königliche Geschichtschreibung. (A. Springer.) — Politische Correspondenz.

Zweites Heft.

August 1866.

Inhalt: Der preußische Beamtenstaat. (Schluß.) (C. Twesten.) — Ueber die antike Kunst im Gegensatz zur modernen. (Vortrag, gehalten bei Niederlegung des Protectorats zu Königsberg am 15. April.) (Prof. Dr. Friedländer.) — Das Princip der Communalsteuern. (Dr. A. Meyer.) — Würtemberg und die Bundeskatastrophe. — Die Lage in den norddeutschen Mittelstaaten. — Julius Köniyer aus Darmstadt, der „deutsche Officier" der „Preußischen Jahrbücher". (Dr. Hundeshagen.) — Politische Correspondenz.

Preis für den Band von sechs Heften 3 Thlr.

620137

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 02205 3877

DISCARD